

# Eine Erzählung **Kleine Paradiese**

Ulrich Schacht

Wir leben still. Zu still, meinen einige Freunde, die von weither anreisen müssen, wollen sie uns besuchen. Sind sie da, schwärmen sie aber bald von der Ruhe, in der wir leben, vom Blick auf einen niedrigen Höhenzug aus dem bis zum Boden verglasten Wohnzimmer, vor dem gelegentlich eine Herde falber Pferde herumgaloppiert oder still vor sich hin grast, von mit Moos und Flechten überzogenen Steinmauern, die sich durch Wiesen und über Hügel ziehen, und von der Luft, die so salzig sei. Sie verrate, wie nah das Meer liege, sagen sie, meist schon am ersten Abend, wenn wir noch gar nicht am Meer gewesen sind, aber schon unter der Kastanie gesessen und ausführlich gegessen und getrunken haben, bis tief in die Nacht, in den weißen Gartenmöbeln, die von April bis Oktober draußen stehen, und im Schein großer Windlichter auf dem Tisch und Laternen an den Kirschbäumen ringsum. Es hat uns noch keiner verlassen ohne Melancholie in Stimme und Blick, jetzt wisse man, in welchem Paradies wir lebten. Jetzt könne man auch verstehen, was da am Telefon und in Briefen so verdächtig positiv klinge, so unbegreiflich harmonisch, könne zugeben, dass es einem lange übertrieben vorgekommen sei. Doch sei die Skepsis reinem Staunen gewichen, wir hätten nicht übertrieben, sondern nur versucht, einem Traum Ausdruck zu verleihen. Der Unterschied zu ihren Träumen bestehe darin, dass wir in unserem lebten.

Ich gebe zu, dass solche Reden, wenn sie verklungen sind, uns noch lange

schmeicheln wie ein schönes Echo, das nicht aufhören will. Ich glaube nicht, dass wir besonders eitel sind. Aber sie helfen gegen die Skepsis, die sich zwar kaum mehr so regt wie zu Anfang, doch gelegentlich rumort sie noch in uns. Wir sind ja nicht nur einfach so umgezogen vor Jahren, aus der Stadt aufs Land, das kommt inzwischen häufiger vor. Wir haben nicht einmal nur einfach die Grenze überschritten. Gleich zwei Staaten weiter haben wir ausgepackt eines Tages, im Norden, wo der Himmel hell bleibt im Sommer, auch nachts, und die Menschen in ganz anderen Geschichten stecken als wir. Das ist vielleicht zuerst interessant, später müssen sie reichen, diese einfache Nähe und einfachen Gespräche beim Einkaufen, Tanken, auf der Post oder im Lottokiosk.

## Lichtdurchfluteter Abendhimmel

Nun gut, wir haben Glück gehabt und Landsleute getroffen, die in den Sommermonaten hier leben oder schon lange verheiratet sind mit Einheimischen. Ein anderer, er ist Maler und stammt aus der Gegend, hat fest in Paris gelebt, in New York. Jetzt hat er eine Wohnung in Berlin, kommt aber immer länger zurück in sein altes Haus am Meer, das man von der Küche aus sehen kann, wenn man das Abendessen bereitet, oft kochen wir gemeinsam, Spaghetti mit Krebschwänzchen in Crème fraîche und Dill oder Fisch, in Aluminiumfolie gegart, Kräuter darüber, Tomatenscheiben dazu, Olivenöl und Wein. Wir trinken viel Wein hier,

mehr als früher, alle trinken hier viel. Das mit dem vielen Wein ist noch nicht lange so, sagt unser Freund, wenn wir auf seiner Terrasse sitzen, auf seinen Garten mit den gestutzten Apfelbäumen herablicken und die Gläser gegen den lichtdurchfluteten Abendhimmel über dem Meer halten. Bier und Selbstgebranntes habe man zum Essen getrunken, davor, dazwischen, danach, meist hätten die Frauen dann alleine getanzt.

### **Etwas wie Kuchenersatz**

Wie man heute hier tanzt, wissen wir nicht, wir gehen selten aus, allenfalls in ein Café in der großen Nachbarstadt. Die ist aber eher klein, und die Kleinstädte wirken wie große Dörfer. Sie liegt direkt am Meer, hat drei Antiquariate, in denen man, was uns jedes Mal einen schönen Stich ins Herz gibt, auch Bücher unserer eigenen Sprache findet, und Geschäfte mit feinen Lebensmitteln aus Frankreich oder Italien und kräftigem Brot oder Sirup im Teig, wie wir es von zu Hause kennen. Unser einheimischer Freund, der so lange im Ausland gelebt hat, kann das süße Brot seiner Kindheit und Jugend, das unangenehm weich aus den Regalen der Supermärkte quillt und von dem man wirklich geschockt ist, beißt man ahnungslos zum ersten Mal hinein, schon lange nicht mehr genießen. Er isst zumeist Knäckebrot. Zwischendurch schmeckt es auch uns. Den Variationsreichtum, mit dem es produziert wird, haben wir noch lange nicht ausgetestet. Das süße Brot, hat er uns erklärt, ist früher, weil das Land arm war, so etwas wie Kuchenersatz gewesen, ein Sonntagsvergnügen in den engen und niedrigen Holzhäusern, in denen die Mehrheit seiner Menschen gelebt hat.

Der vorerst letzte Besuch, der das Pfingstfest zur Flucht hierher genutzt hat, ist seit zwei Wochen wieder zu Hause, unser Freund, der Maler, hält sich noch in Paris oder Berlin auf, genau weiß es keiner von denen, die ich angerufen habe,

und auch meine Frau ist weit weg, sie besucht ihre Eltern, die an der Entfernung zwischen uns leiden. Ich bin seit Tagen allein, heißt das, aber obwohl der Sommer kalendarisch noch Zeit hat, liegen schon hochsommerliche Temperaturen über dem Land. Ich frühstücke und arbeite im Garten oder lese im Liegestuhl, alle drei Tage fahre ich mit dem Rad in den Ort, zu dem wir postalisch gehören, kaufe in der Filiale des Supermarktes ein, gebe Post auf, verlängere den Lottoschein und ziehe hin und wieder am Bankautomaten Geld, um einzukaufen, Post abzuschicken und ein neues Spiel zu wagen. Die Dinge sind einfacher geworden, die Wege überschaubarer. Kaum etwas lenkt ab wie früher in der großen Stadt mit dem großen Hafen.

### **Im Rachen des Krokodiles**

Kein Tag, an dem ich nicht irgendetwas kaufte: Bücher, Zeitschriften, Kleidung. Oder essen ging und nach Dienstschluss in eine Bar, ins Kino, seltener ins Theater, oft zu Veranstaltungen mit berühmten Schriftstellern, einem Politiker, den ich verachtete oder auf den ich setzte, um bald darauf auch ihn unerträglich zu finden. Alles ist schneller geworden, auch das Kenntlichwerden der Politiker. In der Stadt hatte ich am Ende das Gefühl, dass sie die Zeit frisst wie ein gieriges Krokodil. Die Zeit ist ihre Beute, der sie auflauert, die sie packt, umherwirbelt und dabei zerreißt. Man hat keine Zeit mehr in der Stadt; steckt man in ihr, steckt man im Rachen eines Krokodiles. Man wird herumgeschleudert, dreht sich wie rasend, stürzt in die Besinnungslosigkeit und wechselt das eine ganze Weile mit Leben. Doch die Stunde kommt, in der man begreift, dass etwas ganz anderes stattfindet. Für die meisten ist es dann zu spät. Sie retten sich in den Urlaub am anderen Ende der Welt oder verwechseln an irgendeinem Tag die Welt mit den Fernsehbildern, die fast pausenlos durch ihre

Wohnzimmer flimmern. Jedenfalls kommen sie immer seltener glücklich zurück; was so aussieht, ist oft nur Euphorie, die nicht lange vorhält. Danach ist alles wieder beim Alten, rasenden Stillstand hat irgendein Philosoph das genannt.

Ich bin froh, dass ich dieses Spiel hinter mir habe, und beginne zu ahnen, dass die Stadt eine Erfindung des Teufels ist, jedenfalls hat ihre Unruhe oft etwas Böses, Gewalttätiges. Dass die Politik aus der Stadt kommt, mich wundert es nicht mehr. Auch wenn das den alten Griechen, die ich doch schätze und hier endlich wieder zu lesen begonnen habe, so gar nicht gerecht wird. Ihre Städte waren kleiner, ihre Architektur das Größte. Vielleicht hat das große Elend mit Rom angefangen, diesem Moloch. Irgendwo habe ich mal gelesen, dass schon damals Verkehrslärm, Dreck, Gestank, Staub die, die es sich leisten konnten, aus der Hauptstadt des Imperiums hat fliehen und aufs rettende Land eilen lassen, vom Mord und Totschlag im Zirkus Maximus, den inzwischen das Fernsehen kopiert, ganz zu schweigen. Die Satellitenschüssel in unserem Garten beweist mir täglich die Notwendigkeit eines Staatsstreiches, damit der gefährliche Unsinn aufhört. Aber da alle, die ich kenne, an diesem Punkt einsichtig sind, hebt sich die Notwendigkeit auch schon wieder auf: Man stürzt sich nicht selbst, doch man kann weggehen.

### Garten-Einsicht

Das ist auch so eine Erkenntnis, die ich meinem Leben hier verdanke, eine Garten-Einsicht gewissermaßen. Darüber kann man lächeln, ich weiß. Aber alle Philosophie beginnt am Meer, in Gärten, und die Religionen kommen in der Wüste zum Vorschein, in der Natur eben. Vor Blättern, Gräsern, Stämmen und Zweigen werde ich jedenfalls stiller, im Gras ruhiger. Beim Streunen durch die nahen Felder und das kleine Gebirge vor unserem Hof, beim Strandgang, wenn die Bran-

dung den Sand beschäumt, Felsen, Tang und tote Muschelfelder überrollt, dringt etwas in meinen Körper ein, eine Kraft, die die Seele befreit. In der Stadt wird die Seele verführt, bis sie sich verliert. Die Stadt braucht Roboter wie die Politik. Die Politik hier ist weit weg, und wird sie im Ort für einen Moment sichtbar, vor der Wahl oder am 1. Mai, kann sie uns nicht wirklich erreichen. Wir sind Fremde, was die hiesige Politik betrifft, und wir wollen auch nicht vertraut werden mit ihr. Wir mischen uns nicht ein. Den Teil der Landessprache, der sich mit ihr beschäftigt, vernachlässigen wir konsequent. Wir kennen zwar den Namen des Regierungschefs; aber seine Erscheinung kommt uns alarmierend bekannt vor. Mehr brauchen wir nicht zu wissen, um nicht mehr wissen zu wollen.

### Fenster ins Nichts

Was sind die Parteien eines Landes gegen seine Kirchen? Was gegen Steilküsten, Hochgebirge, Wälder, Inseln und Seen, wo immer sie sich zeigen? Ein Scheißdreck, sagt Joseph, auch er ein Maler. Ein Maler aus Böhmen. Nach dem Krieg lebte er lange in München, seit dreißig Jahren nun hier oben, wenige Kilometer von uns entfernt. Die Tschechen haben den Siebzehnjährigen fast umgebracht, 1945. Dass er aus einem ihrer Lager fliehen konnte, hat ihn gerettet. Aber er weigert sich bis heute, sie dafür zu hassen. Selbst schuld, sagt er und winkt ab. Seit langem malt er nur noch Bilder, die dem Kosmos auf der Spur sind, im Kleinen wie im Großen. Jedes dieser Bilder sei ein Fenster ins Nichts, sagt er. Schon vor Jahren hat er alle Bäume auf seinem Grundstück fällen, hat Sand und große Steine herbeischaffen lassen und sie dann arrangiert zu einer Art japanischem Meditationsgarten.

Seitdem sitzt er im Sommer und an warmen Herbsttagen, wenn er frühstückt oder Kaffee trinkt, vor seinem kleinen, flachen Haus ohne jeglichen Luxus und

starrt auf ein Motiv, das sich in allen seinen Bildern wiederholt wie ein unsichtbares Geheimnis. Die einzige Bewegung zwischen seinem Blick und der arrangierten Materie sind Scharen von Spatzen. Nicht weit von dem runden Tisch, an dem er Platz nimmt, hat er eine Futterstelle angelegt, wo er unermüdlich Nahrung für seine glanzlosen Freunde austreut, feine, weiche Haferflocken neben einer kleinen Tränke und einer Installation. Sie scheucht die Vögel auf, nähert sich eine Katze. Er kann das Warngerät mit einem Paketband bewegen.

Joseph hat natürlich Recht mit seiner drastischen Bemerkung. Immer häufiger spricht er von seiner Großmutter als dem wichtigsten Menschen seines Lebens. Auf ihrem Schoß habe er von der Kraft der Bücher erfahren, wenn sie ihm Geschichten vorgelesen habe, in denen der Mensch mit der Natur noch eins habe sein wollen und deshalb seine Seele mit der ihren in Harmonie zu bringen versucht habe, dem einzigen wirksamen Zauber gegen den Tod. Um nichts anderes geht es, sagt er dann immer am Schluss, aber euch muss ich ja nicht belehren. Euch nicht.

### Einüben in die Wahrheit

Vielleicht nicht belehren, denke ich. Aber es ist gut, dass er sich mit dieser Geschichte wiederholt. Sie enthält eine Wahrheit, in die muss man sich einüben. Überhaupt, das haben wir einmal in einer langen Nacht mit viel Wein begriffen, man kann jene Wahrheit des Lebens, die Grund legt, gar nicht selbst entdecken und dann besitzen wie etwas Gekauftes, man kann sich nur in sie einüben, und zwar erst von dem Moment an, wo sie vor uns erscheint. Sie entdeckt sich uns, nicht wir sie. Das ist doch beruhigend!, hat der alte Maler da überraschend laut ausgerufen, dass die Katzen in der Nähe vor Schreck aufgesprungen und fortgelaufen sind, und ich musste eine weitere Flasche Wein öffnen.

Als auch sie leer war, begann der Tag sich zu regen. Vogelgezwitscher umgab uns bald so dicht, als säßen wir mit ihnen zusammen in einem riesigen Käfig, vom dem eine unsichtbare Hand gerade ein dunkles Tuch abhebt. Und hinter den hügeligen Wiesen vor unserem Hof, neben einem Waldstück und einem stillgelegten Gehöft, das demnächst abgerissen werden soll, weil sein ehemaliger Bewohner – ein Trinker, der die Miete nicht zahlte – den Gestank seines ruinösen Lebens wie Säure in das Holz der Wände getrieben hat, drangen gedämpfte Hammerschläge zu uns herüber. Der Nachbar steckte die Tagesweide für seine Kühe ab und schlug leichte Pfähle in den weichen Grund, an denen der Elektrodraht befestigt wird. Obwohl wir ziemlich angetrunken und noch müder waren, habe ich nachgehakt. Seine Antwort klang stocknüchtern: Die Wahrheit steht uns nicht zur Verfügung, das ist beruhigend. Sie gehört der Natur oder Gott, wie du willst. Aber mit dem kann ich weniger anfangen. Als ich ihm vorschlug, doch bei uns zu übernachten, winkte er nur ab, stieg in sein Auto und fuhr davon.

In diesen Momenten erinnerte ich mich an eine seiner früheren Erzählungen: Als ich noch jung war, hatte er mit seinem immer noch jungenhaften Gesicht gesagt, zweiundfünfzig oder dreiundfünfzig, er lächelte jetzt, da machte es mir nichts aus, spät in der Nacht von einem Fest der Akademie in Stuttgart mit meinem Jaguar, einziger Luxus, den ich mir je gegönnt habe, wieder nach München zurückzufahren, furchtbar viel Wein im Schädel und entsprechend großartige Bilder, und keine drei Stunden später war ich zu Hause, heil und sicher, und oft trat ich dann noch vor die Staffelei. Verrückt, aber so war es. Ich hab Glück gehabt, einfach nur Glück, ich weiß. Manchmal fahre ich heute noch mit Wein im Kopf, nicht so schnell wie damals, wir leben ja hier, da wird es sehr teuer, wenn sie dich kriegten,

der Fiat kann das auch gar nicht. Ich habe wohl immer noch Glück, nur macht mich dieses Glück nicht mehr glücklich.

In solchen Momenten ist Joseph der Pessimist, der er zu sein vorgibt. Doch ich habe ihn längst durchschaut, in Wirklichkeit sind seine dunklen Bilder, die gesprochenen wie die gemalten, reine Idyllen. Die reinsten, die man sich denken kann, und auch deshalb gibt er mir immer wieder zu verstehen, wie sehr er meine Theorie der kleinen Paradiese, von denen wir, wie ich glaube, tagtäglich umgeben sind, schätzt. Gerade gestern habe ich wieder Bilder gesammelt, die einen Vormittag lang wirklich himmlisch waren, fast kitschig schön, kaum weiterzuerzählen. Aber ich habe sie mit eigenen Augen gesehen. Eigentlich haben sie schon vorgestern begonnen, nur eher wie das Gegenteil, mit großem Lärm, denn unser Nachbar, der Bauer, der im letzten Winter mit seinem Schneepflug unseren Wagen aus dem Graben gezogen hat und bei jeder Begegnung seither von der Flasche Aquavit schwärmt, die wir ihm dafür auf das zerschlissene Polster seines Traktorsitzes gelegt hatten, unser Retter, dieses immer fröhliche Arbeitstier, hat die Wiese vor unserem Haus gemäht mit einer mächtig dröhnenden Maschinerie, als rasselten Panzer über das frische Grün.

### **Nebelwesen, elfenhaft zart**

Doch dann lag wieder die große Stille auf dem Gelände. Man kann sie hören, wenn man es nicht verlernt oder neu gelernt hat wie wir hier. Ich war gerade dabei, eine Supermarkttüte mit Abfall in die Mülltonne neben dem brusthohen Holztor zu unserem Hof zu werfen, als mein Blick zur Wiese hinüberging – eine ganz natürliche Kopfbewegung inzwischen, egal, ob es regnet, schneit oder die Sonne scheint – und im fast grellen Licht dieses Frühsommermittages etwas gewahr wurde, was mir wie ein Traum vorkam, schwache

Filme arbeiten gerne damit, aber allenfalls einem Disney-Streifen kann man so etwas durchgehen lassen: Das Reh war jedenfalls echt und kein Zeichentricktier. Ohne jede Scheu zog es ein Stück weit über die frisch gemähte Wiese und suchte in aller Ruhe am Boden nach gekappten Leckerbissen, nur hin und wieder hielt es inne und drehte sich zu den Krähen und Elstern um, die in auffälliger Zahl hinter ihm hertänzten. Es sah aus, als neckten sie sich. Was für ein Spiel, dachte ich, das possierliche Geschehen im Auge, und wagte lange nicht, die pralle Mülltüte, gefüllt mit leeren Blechbüchsen für Katzenfutter und Weinflaschen, in die Plastiktonne fallen zu lassen.

Natürlich sind Rehe hier keine Seltenheit, wo doch hin und wieder sogar Elche bei uns auftauchen. Aber wenn sie kommen, dann eher früh oder in der Abenddämmerung: Nebelwesen, elfenhaft zart. Selbst vor unserer Terrasse haben sie schon geäst, um bei der geringsten Bewegung hinter der Glasscheibe mit schnellen, hohen Sprüngen davonzujagen. Doch dieses Reh vor meinen Augen, das mich gar nicht übersehen konnte, ließ sich durch nichts stören, nicht einmal von den Elstern, die sich, wie immer, am lästigsten gebärdeten. Es zog seine Kreise, und die übermütigen Vögel zogen mit. Da es einfach nicht weglief, wurde ich auf eine seltsam unausweichliche Weise immer zufriedener, ja geradezu glücklich und begann, in meinem Kopf nach der passenden Bibelstelle zu suchen, wo das Lamm neben dem Wolf liegt und der große Frieden die große Symbiose zeugt. Irgendwann bin ich dann doch wieder ins Haus gegangen, aber nur um den Fotoapparat zu holen. Ein Anruf hat mich schließlich davon abgebracht, dann kamen auch schon die Mittagsnachrichten im Fernsehen, und erst viel später bin ich der Sache noch einmal nachgegangen, und siehe da: Das Reh bewegte sich nach wie vor auf der Wiese, im Schlepptau die schwarzen

Vögel vom Vormittag. Es sah aus, als seien es mehr geworden.

Heute früh weckte mich schriller Streit. Er drang durch das offene Fenster und hielt auch dann noch an, als ich aus dem Bad kam und danach mein Frühstück zubereitete. Zunächst wollte ich mir das Spektakel, das ganz in der Nähe abzulaufen schien, sofort ansehen, aber ich hatte ein Ei im Topf und gedachte, es weich zu genießen. Schließlich habe ich den Lärm der Elstern und Krähen vergessen oder ignoriert, jedenfalls fiel er mir erst wieder am Nachmittag auf. Jetzt wunderte er mich, kam mir unnormale vor, hatte er doch offenbar über Stunden angehalten. Da ich noch in den Ort wollte, um Salat, Tomaten und Fisch einzukaufen, den passenden Weißwein hatte ich bereits kalt gestellt, nahm ich mir vor, bei dieser Gelegenheit dem Anlass des Dauergezänks auf den Grund zu kommen.

### Metallische Klangwolke

Als ich gegen vier den Hof verließ – es war immer noch hell wie auf einem überbelichteten Foto –, mich in den Fahrradsattel schwang und auf dem rissigen Asphaltweg Richtung Dorf losfuhr, stoben, nur wenige Meter von unserem Hof entfernt, Dutzende Vögel mit kräftigen Schnäbeln auf. Auch flog das Gabelweihenpärchen davon, das ich sonst mit dem Fernglas heranholen muss, will ich es näher sehen, nur ihre unverwechselbaren, auf mich kindlich wirkenden Schreie kommen einem nie weit entfernt vor. Wo sie alle gewesen waren und so heftig gestritten hatten, lag etwas Dunkles, Amorphes, und sie flogen auch nicht wirklich weit weg. Im Vorbeifahren schien es mir, der Gedanke war so klar wie furchtbar, dass es sich um den zerhackten Körper ei-

nes Rehkitzes handele, seinen Kopf und die Vorderläufe glaubte ich jedenfalls deutlich zu erkennen. Auf der Höhe des Gehöftes, das seit längerem unbewohnt ist, drehte ich mich trotzdem noch einmal um, obwohl Details von hier aus nicht mehr zu erkennen waren, aber ich sah, wie sich der schwarze Schwarm erneut über den dunklen Fleck auf dem Asphalt hermachte.

Das Geschrei, das dabei in den fast sommerlich strahlenden Himmel stieg, war noch lange zu hören, eine metallische Klangwolke, in der rostige und geschliffene Messer sich zugleich aneinander wetzen, so hörte es sich an. Auch das Meer, das man von einer bestimmten Stelle des Weges aus sehen kann, war wunderbar blau. Doch wenig später färbte sich dieses Blau blutrot, vielleicht weil der Gedanke sich nicht mehr verdrängen ließ, dass das Reh vom Vortag auf der Wiese vor unserem Haus nichts anderes umkreist haben könnte als den zerschmetterten Leib seines Jungen, den die Vögel dann auf den Straßenrand gezerrt und um den sie ebenso lange gestritten hatten wie das Reh, alle Scheu verlierend, zuvor ausgeharrt hatte. Wohl deshalb fand ich es unheimlich, aber doch auch gerecht, auf der Rückfahrt, hinter dem Fenster im Giebel der Scheune des Gehöftes, das bald verschwunden sein wird, plötzlich eine Elster flattern zu sehen, in höchster Panik und mit Sicherheit verloren. Ich hätte das Fenster einwerfen müssen, um sie zu retten. Wieder und wieder flog das gefangene Tier gegen die schmutzigen Scheiben in dem rostroten Bau, während sich nicht weit von ihm seine Artgenossen mit der gleichen Energie auf die Reste des Opfers der Mähmaschine unseres so freundlichen Nachbarn stürzten.